Nr. 627. 35. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 10. Dezember 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Reise des Kardinals Kopp.

Aus katholischen Kreisen wird uns geschrieben:

Es ist ein eigenartiger Zustand, daß, so oft kirchenpolitische Fragen einigermaßen heikler Natur auftauchen, sich ein Würdenträger der katholischen Kirche nach Rom begeben muß, um dort die deutsche oder preußische Aktion zu fördern. So hat auch die Eile, mit der der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp diesmal seine Rom-Fahrt durchgeführt hat, erwiesen, daß nicht etwa der Wunsch, dem Dezemberkonsistorium beizuwohnen, Kardinal Kopp nach der ewigen Stadt geführt hat, sondern eine ausdrückliche diplomatische Mission. Und zwar eine Mission solch dringlicher Natur, daß der Kardinal nicht einmal des Scheines halber dem Konsistorium beizuwohnen Zeit fand, sondern noch vor Abhaltung desselben zurückreiste.

Das ist ein Fall, der seit Dezennien nicht mehr vorgekommen sein dürfte, denn außer dem Recht, an der Papstwahl teilzunehmen, ist die Beteiligung an dem feierlichen Zeremonialakte des Konsistoriums das vornehmste Privilegium, das den Trägern des römischen Purpurs zusteht, und es ist einleuchtend, daß es wichtige Eröffnungen gewesen sein müssen, die Kardinal Kopp veranlaßten, sich inmitten des allgemeinen Trubels der Vorbereitungen zum Konsistorium in so auffallender Eile auf den Heimweg zu begeben. Und zwar auf den Heimweg über Berlin.

Begreiflicherweise hat diese in Deutschland nicht sehr beachtete Eile in Rom das denkbar größte Aufsehen erregt. Denn gelegentlich eines Konsistoriums kommen nicht nur die in Rom anwesenden Kardinäle, sondern auch sämtliche Prälaten und Monsignoris zusammen. Wer violette Strümpfe trägt und nur irgend kann, geht an solch feierlichem Tage in den Vatikan. Um zu sehen, um sich über das Neueste zu informieren. Und welchen ergiebigeren Gesprächsstoff konnte es diesmal geben, als die sehr beschleunigte Ankunft und Abreise eines der bedeutendsten Mitglieder des heiligen Kollegs. Kein Wunder, daß der so jäh verschwundene deutsche Kardinal und seine mutmaßliche Mission im Mittelpunkt der Diskussion der politisierenden römischen Klerisei stand.

Selbstverständlich trifft den verdienten und zu loyaler Vermittelung jederzeit bereiten Breslauer Kirchenfürsten keine Schuld an der so aufsehenerregenden Schleunigkeit seiner Abreise. Er handelte im Auftrage und wurde offenbar in Berlin sehnsüchtigst erwartet. Sei es, daß man sich angesichts der Poleninterpellation über die Stimmung im Vatikan informieren, sei es, daß man den Interpellanten zeigen wollte, daß man mit Rom sich verständigt habe.

Aber eben diese Sehnsucht, dieses Nichterwartenkönnen hat dem Ansehen der Berliner Staatsmänner in Rom mehr geschadet, als man glaubt. Denn all die Unraft, die über der Mission Kardinal Kopps lag, hat der vatikanischen Welt klar und deutlich gezeigt, sie zum mindesten in dem Glauben bestärkt, daß man in Berlin die Kurie fürchtet, daß man von ihr Hilfe, ihrer Gunst etwas erwartet.

So weit aber reicht der Scharfblick der Berliner Staatsmänner offenbar nicht. Sie haben anscheinend nicht bedacht, wie sehr das kategorischste Memorandum, das der preußische Gesandte dem Kardinalstaatssekretär überreichen mag, seiner Wirkung durch die Nervosität beraubt wird, mit der man in Berlin den Kardinal Kopp von Rom zurückerwartet zu haben scheint. Eine Nervosität, die ihm nicht einmal mehr Zeit ließ, am Konsistorium sich zu beteiligen. Und doch würde dieser Anlaß seine Anwesenheit in Rom wenigstens in etwas bemäntelt haben.

Dieser Fehler ist sobald nicht wieder gut zu machen. In einer jeden Zweifel ausschließenden Weise hat die preußische Regierung dem Vatikan gezeigt, daß und wie sehr sie von Rom rücksichtlich der Polenfrage abzuhängen glaubt. Nicht nur dem Vatikan, sondern auch dem Auslande. Denn es ist selbstverständlich, daß die Prälatur, soweit sie nicht ausgesprochen deutschfreundlich gesinnt ist, es an Glossen zu dieser eiligen Mission des deutschen Kardinals gegenüber den fremden Diplomaten nicht hat fehlen lassen.

Man muß sich immer wieder darüber wundern, wie wenig man in Berlin über die vatikanischen Kreise und ihre Stimmungsmache unterrichtet scheint. Denn sonst hätte man es doch sicher unterlassen, sich eine derartige Blöße zu geben.

Und doch wäre diesem Uebelstande so leicht abzuhelfen. Man brauchte nur das Beispiel anderer Regierungen, die diplomatisch beim heiligen Stuhl vertreten sind, zu befolgen. Man sichere sich in den Reihen der in Rom lebenden deutschen Geistlichen einen loyalgesinnten Mann, der die preußische Gesandtschaft jederzeit auf dem laufenden hält, besser noch, der, um nicht ob seiner Beziehungen zum Gesandten sich bei den Monsignoris verdächtig zu machen, direkt nach Berlin berichtet. Und ist keiner vorhanden, so gibt es katholische Geistliche genug, die zu wissenschaftlichen Zwecken gerne nach Rom gehen, und dort auch die Augen für alles, was das Vaterland angeht, offen halten würden.

Für Preußen gerade wäre ein solcher Mann, wie die meisten diplomatischen Missionen ihn zur Verfügung haben, von besonderer Bedeutung, weil die — grundsätzlich — dem protestantischen Bekenntnisse entnommenen Herren der Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl naturgemäß einem gewissen Mißtrauen in vatikanischen Kreisen begegnen.

Daran ändert alle äußerliche Höflichkeit nichts, mit der die Herren der Kurie die Vertreter Preußens behandeln mögen.

---

* Der **Vertrauensbruch** über die Verhandlungen der Budgetkommission zieht weitere Kreise. Abgeordneter Semler hat das begreifliche Bedürfnis, sich gegen die Behauptungen zu wehren, die durchaus geeignet sind, ihn zu kompromittieren. Aber er will nicht ohne Erlaubnis der Kommission sprechen. Ein Privat-Telegramm aus Hamburg meldet uns:

Hinsichtlich der Enthüllungen über Fernando Po erklärte Dr. Semler einem Vertreter des „Hbg. Fremdenbl.", daß der grobe Vertrauensbruch von anderer Seite nicht ohne weiteres ihn von seiner Schweigepflicht als Mitglied der Budgetkommission entbinden könne. Da er es aber für durchaus nötig erachte, daß die Oeffentlichkeit über das Haltlose der abenteuerlichen Kombination aufgeklärt werde, will er in der nächsten Sitzung der Budgetkommission am Dienstag den Antrag stellen, daß er von seiner Verpflichtung, Diskretion zu üben, in diesem Falle entbunden werde, damit er in der Lage sei, eine öffentliche Erklärung in der Angelegenheit zu erlassen.

Man wird abwarten müssen, in welcher Richtung sich die Budgetkommission entscheidet. Aber schon jetzt möchten wir betonen, daß nichts verkehrter wäre, als nun etwa die Kommissionsverhandlungen überhaupt als vertraulich zu bezeichnen. Die Oeffentlichkeit hat ein starkes Interesse daran, zu erfahren, was in den Kommissionen verhandelt wird. Ein gelegentlicher Mißbrauch kann und darf nichts daran ändern, daß die Kommissionsberichte auch weiterhin der Presse zugänglich gemacht werden.

* * *

Zur **Nebenregierung** des Abgeordneten Arendt und seiner politischen Freunde bringt jetzt auch die Frau des verstorbenen Kolonialdirektors Kayser einen Beitrag. Sie schreibt unter anderem über den einzigen Besuch, den Arendt ihrem Gatten abstattete:

„Mein Mann lag schwer danieder an den Folgen einer Blutvergiftung, und der Arzt hatte auf das strengste jeden Besuch, sogar den der Familie verboten. Da kam Dr. A. und verlangte meinen Mann zu sprechen; ich bedauerte, ihn nicht vorlassen zu können; er ließ sich aber nicht abweisen, und durch die Unterhaltung vor seiner Tür aufmerksam geworden, wünschte der Kranke Bescheid. Ich teilte ihm also mit, um was es sich handelte, und A. wurde unter der Zusicherung seinerseits, dem Kranken nur eine kurze, wichtige Mitteilung zu machen, hineingelassen. Ich blieb im Nebenzimmer in der offenen Tür, und nach kaum zwei Minuten trat ich erschrocken ins Zimmer und sah, wie mein Mann sich erhoben hatte und mit ausgestrecktem Arm rief: „Was, Sie unterstehen sich, zu mir zu kommen und mich in meinem Hause zu bedrohen? Sie verlassen augenblicklich meine Wohnung, und ich verbiete Ihnen, jemals wieder mein Haus zu betreten."

Man darf an dieser Erinnerung nicht vorübergehen, da die Arendtclique, wie die Begnadigung des Dr. Peters beweist, ihre Rolle noch immer nicht ausgespielt hat.

Die neueste Phase des französischen Kulturkampfes.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 10. Dezember.

Der Theatereffekt, den der Papst mit seiner gerade am letzten Sonntag des Konkordates erlassenen Proklamation des passiven Widerstandes gegen die Staatsgewalt ausgeübt hat, wird von der Pariser Presse fast durchweg in einem für die Kirche ungünstigen Sinne interpretiert. Außer den kirchlichen Zeitungen treten nur „Soleil" und „Eclair", „Gaulois" und „Libre Parole" für die päpstliche Erklärung ein. Aehnlich dem „Temps" (vergl. die heutige Montagsausgabe. Red.) registrieren die „Debats", „Figaro" und „Journal" das Faktum, ohne es zu kommentieren. „Echo de Paris" schreibt: „Nie seit Jahrhunderten hat Frankreich eine schmerzlichere innere Krise durchgemacht. Alle Franzosen ohne Unterschied der Partei sehen mit Schrecken das Gewitter am Horizont heraufziehen." „Matin" sagt: „Das ist nicht mehr die Trennung, das ist der Krieg." „Aurore" schreibt: „Jetzt ist die „Revolution der Geistlichkeit" da, die Briand gestern andeutete, jetzt heißt es sofort, die nötigen Maßnahmen treffen." Jaurès in der „Humanité" äußert sich mit folgenden Worten: „Der Papst will durch Hervorrufen ungesetzlicher Handlungen die Republik zwingen, die Kirchen zu schließen, weil er hofft, eine Unterdrückung der religiösen Leidenschaften würde eine fanatische Reaktion hervorrufen. Diese Berechnung ist ebenso töricht wie verdammenswert." Berenger schreibt in der „Aktion": „Jetzt keine Zirkulare mehr, Briand, sondern handeln! Um die römische Kirche zur Achtung vor der französischen Republik zu zwingen, bedürfen wir keiner Männer von Genie, Männer von Charakter genügen."

Auch im großen Publikum hört man auf die Frage über die Eindrücke der neuesten Wendung der Dinge übereinstimmend die Antwort, daß man den Widerstand des Papstes nicht begreife. Man glaube nicht an Unruhen, aber wenn es dazu käme, wäre der Staat gewiß nicht schuld.

Clemenceau und Briand, die vom „Matin" interviewt wurden, erklärten, daß sie über die plötzliche Sinnesänderung des Papstes überrascht, aber völlig einig über ihre Handlungsweise seien. Clemenceau sagte: „Ich unterschreibe alles, was Briand gesagt hat. Die Handlungsweise des Papstes und die unterwürfige Art, wie sie vom Klerus aufgenommen wird, ist der beste Beweis dafür, daß es neben der gesetzmäßigen Regierung bei uns noch eine andere gibt. (Tout comme chez nous. Red.) Diese andere macht sich zum Geschäftsführer der Interessen des Auslandes. Das kann nicht geduldet werden. Wenn die Kirche den Krieg will, so soll sie ihn haben."

Wie ich erfahre, ist die angekündigte Note, die sich auf die Ueberwachung und die gerichtliche Verfolgung aller Pflichtverletzungen

---

„Moloch."

(Musikalische Tragödie in drei Akten von Max Schillings.)

Nach einer Pause von sieben Jahren tritt Max Schillings mit einem neuen Bühnenwerke vor die Oeffentlichkeit. Voll Spannung horcht da die musikalische Mitwelt auf. Bei einem Autor, der so bedächtig alles in sich ausreifen läßt, bedeutet jedes Werk ja einen Marksstein in seiner Entwickelung. Uns aber, die wir davon Rechenschaft zu geben haben, legt solch Schaffen die Verpflichtung auf, doppelt gewissenhaft jedes Wort zu bedenken.

Man hat den Komponisten der „Ingwelde" und des „Pfeifertag" bisher, und nicht mit Unrecht, als das Opfer seines Textdichters betrachtet. In Schillings zeigte sich eine musikalische und dramatische Potenz, der man eine andere, geeignetere Grundlage zur Entfaltung wünschte. Wenn man nun wahrnimmt, daß auch diesmal wieder die Dichtung, der Stoff und seine Behandlung, einer glücklichen, befreienden Wirkung, wie sie jedes Kunstwerk ausüben soll, im Wege steht, so könnte das zunächst verwunderlich erscheinen. Sollte Schillings nicht alles, was wir anderen darüber zu sagen wissen, sich tausendmal selbst gesagt haben, bevor er an die Vollendung einer so großen und folgenschweren Arbeit ging? Vielleicht liegt hier der gar nicht seltene Fall vor, wo ein Künstler sich in eine Idee verliebt und nun die nötige Distanz verliert, um während der Ausführung die Wirkung noch recht beurteilen zu können. Wahrscheinlicher aber dünkt es mich, daß wir die Ursachen in des Künstlers eigenster Natur zu suchen haben. Bei aller dramatischen Veranlagung, die seine musikalische Ausdrucksweise, sein Stil zeigt, bei aller Sehnsucht nach dem Theater, fehlt Schillings ein wesentlicher Zug des erfolgreichen Dramatikers: die Sinnlichkeit der Phantasie. Er ist zu immateriell, zu feingeistig für die Bühne, er gibt uns mehr Symbole als Menschen. Die Vornehmheit seiner Musik, die ihn vor allem zurückweichen läßt, was auch nur von weitem einem „Effekt" ähnlich sieht, die tiefgründete Neigung zum Abstrakten, Spirituellen, die läßt ihn auch Stoffe und Dichtungen wählen, die dann im Lampenlicht blutleer, ohne wahrhaft dramatisches Leben erscheinen. Dazu kommt des weiteren ein herber, fast asketischer Zug in Schillings Künstlernatur. Er liebt auch die kalte Größe der nordischen Mythen, die gedämpften, glanzlosen Farben und trüben Stimmungen. So ist er nach dem lichten Ausblick im „Pfeifertag" mit dem finsteren „Moloch" in die kühle und düstere Empfindungswelt seiner „Ingwelde" zurückgekehrt. Die Menge aber — und auf sie muß der Dramatiker rechnen — kann, um sich angezogen zu fühlen, das Lichte, Freudevolle nur schwer entbehren. So fehlt Schillings also auch die eigentlich populäre Ader.

Die erste, unerläßlichste Bedingung für alles, was auf der Bühne wirken soll, ist, daß es uns menschlich interessiert. Sehen wir zu, was im „Moloch" geschieht.

Moloch, so lehrt die Geschichte, heißt der Götze des alten Karthago, dem Menschenopfer dargebracht wurden. Die Handlung versetzt uns in das sagenhafte Thule. Dorthin kommt Hiram, der Bruder Hannibals, nach der Zerstörung Karthagos. Mit sich führt er das eherne Götzenbild, um in dem Volke der Teutonen das schlummernde Gottessehnen zu erwecken und es zu neuen Anschauungen und Taten zu erziehen. Bald sieht er den Molochglauben Wurzel schlagen; vor allem mit dem träumerischen Königssohn Teut fällt ihm die Jugend des Landes zu, und nur der König mit seinen Kriegern widersteht. Teut wird zum Fanatiker und scheut vor keinem Opfer zurück. Er treibt seine Mutter in den Tod, er trennt sich von der Geliebten, ja er kämpft gegen den eigenen Vater. Zu spät erkennt er den Trug des Hiram, der die gläubige Begeisterung nähren und ausnutzen wollte, um sich mit Hilfe des aufblühenden germanischen Stammes dereinst an dem verhaßten Rom zu rächen. Teut stirbt, Hiram, der seinen Plan vereitelt sieht, stürzt sich ins Meer. Der König aber befiehlt, den Götzen zu vernichten. Dem Volke bleiben die Segnungen der Kultur, die der neue Glaube in das Land getragen.

Daß wir es hier vorwiegend mit Abstraktionen zu tun haben, ersieht der Leser wohl schon aus diesen kurzen Andeutungen. Hebbel, nach dessen Fragment Emil Gerhäuser nicht ohne Zutaten und Aenderungen die Dichtung verfaßt hat, wollte in dieser Umkleidung ein gewaltiges dichterisches Problem lösen, den Gedanken zur Darstellung bringen, wie die Religion zur Mutter der Kultur wurde. Schon er erkannte wohl, wie schwer ein solcher Stoff für die Bühne zu zwingen war, und ließ die Arbeit vielleicht aus diesem Grunde unvollendet. Auch über den Zwiespalt kam er nicht hinweg, der das Interesse des Zuschauers bald auf den metaphysischen Gehalt, bald auf den geschichtsphilosophischen lenkt, und die Gestalt des Hiram als eines Wohltäters der Menschheit und eines rachsüchtigen Intriganten verehrungswürdig und unsympathisch zugleich macht. Für uns vollends ist die Zeit vorbei, wo solche Dinge als Objekt künstlerischer Behandlung noch fesseln könnten. Wir wollen keine Ideen auf der Bühne verkörpert sehen, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Was ist uns Karthago, was Thule, was der Rachezug des Hiram? Was aber Menschliches in der Handlung vorgeht, ist allzuwenig lebensvoll und individuell gestaltet. Der Seelenzustand Teuts, die Liebe Theodas, selbst der Kummer der Mutter rührt uns nicht tiefer, und die Szene, in der Sohn und Vater miteinander ringen, hat sogar etwas Abstoßendes, was nur durch eine geschickte Regie, die den Vorgang verdeckte, in der Wirkung gemildert wurde.

Bei einem Komponisten wie Schillings, der nach Art der Modernen nichts anderes als der Dichtung dienen will, versteht es sich von selbst, daß die Musik keine selbstherrlichen Triumphe feiert, daß sie die gesamte Anlage und Natur des Werkes nicht ändern kann. Sollte der Molochstoff musikalisch behandelt werden, so konnte das nach meinem Gefühl nur in Form einer dramatischen Kantate geschehen. Da wäre der tiefe Gedankengehalt restlos zur Darstellung